

**Zeitschrift:** Film und Radio mit Fernsehen  
**Herausgeber:** Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband  
**Band:** 6 (1953-1954)  
**Heft:** 12

**Rubrik:** Michel [Fortsetzung]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 30.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Michel

EINE ERZÄHLUNG VON HERBERT KUHN

7

Copyright Chr. Kaiser Verlag München

Ein geringer Fetzen des sich neigenden Tages und ein armseliges Stückchen Welt, das war alles, was durch das trübe Fenster zu sehen war. Das Stückchen Welt bestand in der Hauptsache aus dem Kopfteil einer Straße. Das Hauptstück der Straße verlief unterhalb des Fensters. Erst mit ihrer letzten Steigung kroch sie in den Bereich des kleinen Fensters wie in den Rahmen eines Suchers. Auf der linken Seite standen die verkohlten Eckbalken zweier niedergebrannter Häuser. Rechts verlief ein alter Zaun, der zerfallen und voller Lücken war wie ein schlechtes Gebiß. Zwischen den beiden Häuserresten ragte ein zersplitterter Stamm. Seine Krone lag daneben wie ein abgeschlagener Kopf.

Wie oft schon hatte Michel auf die trostlose Straße geblickt. Es war die trostloseste Straße, die er je gesehen hatte. Ihr Anblick war schwer zu ertragen, aber der Anblick der Menschen wäre noch schwerer zu ertragen gewesen.

Menschen konnte und wollte er nicht mehr sehen, namentlich jene elenden Gestalten seiner Nebenleute und Vordermänner nicht. Sobald er sie nur erblickte, regte sich in ihm ein rätselhafter Haß. Eine Art Wunde mußte sich in seinem Herzen gebildet haben. Sobald eine der zerstörten Figuren in seinen Blick kam, begann diese Wunde wild zu schmerzen.

Dieser unbegreifliche Haß mußte eine Folge seines Fiebers sein. Der Haß war viel stärker als sein Wille, ihn zu bezähmen, und er flammte immer wieder auf. Dann verspürte er eine unbezwingbare Lust, sich für ein angetanes Unrecht, das er nicht einmal benennen konnte, zu rächen. Er fühlte selber, daß es eine schmutzige Begierde war, aber er war außerstande, sie zu beherrschen. Ihr nachzugeben, bereitete ihm sogar eine qualvolle, von Ekel über sich selber erfüllte Befriedigung.

Der Widersinn seiner Gefühle wurde ihm an seinem rechten Nebenmann besonders deutlich. Nie hatte ihm der Alte mit den käferblauen Stoppeln etwas zuleide getan. Und doch mußte er ihn hassen, und zwar mit einer Glut, vor der er erschrak. Als er daran dachte, daß sein Vater kommen würde, empfand er einen ähnlichen Haß. Beinahe war es so, als erwartete er in dem General seinen Mörder. Bei aller Sehnsucht, allein zu sein und nie wieder einen Menschen sehen zu müssen, gierte er nach einem Menschen. Er mußte einen haben, dem er alle sinnlosen Anschuldigungen und Vorwürfe, die sich in ihm ballten, entgegenschleudern konnte.

Aber warum nur, warum? Darüber versuchte er nachzudenken, sobald er ruhiger geworden war. Er ahnte eine ungeheure Schuld, deren Opfer er geworden war. Waren sie denn alle mitschuldig an dieser Schuld, die ihn als halben Leichnam und mit einem zertrampelten Herzen auf den Schragen geschmissen hatte? Einen Grund mußte es jedenfalls haben, daß er ihren Anblick nicht mehr ertrug. Sein Blick blieb auf die Straße gerichtet. Dort blieb er auch stehen, verloren und frierend wie ein heimatloses Geschöpf.

Als es dunkel wurde, zündete Abraham die Lichter an. Zu diesem Abend waren es mehr als drei. Von Lager schritt er zu Lager, und an jedem stellte er eine Kerze auf. Heute war Christabend.

Michel empfand über diese festliche Tatsache lediglich Unbehagen. Es wäre schön gewesen, wenn es eine Betäubungsspritze dagegen gegeben hätte wie vor einer Operation.

Sein Unbehagen verstärkte sich noch, als ihm einfiel, daß morgen sein Geburtstag war. Fraglos kam der General zur Gratulation. Geburtstage hatte der Alte immer ungemein ernst und wichtig genommen, besonders bei Michel, dessen Geburt am ersten Weihnachtstag ihm stets als ein verheißungsvolles Vorzeichen erschienen war. An jedem Geburtstag war eine Rede des Generals fällig gewesen.

Michel mußte würgen. Ihm war zum Erbrechen übel, aber er wußte nicht, ob vor Schwäche, Ekel oder Haß.

Zum Ueberfluß schleppte Abraham nun auch noch einen Tannenbaum heran. Am Kamin stellte er ihn auf.

Im Saaleingang erschien eine hohe, magere Gestalt mit schneeweißem Haar. Es war der General. Unter den Arm hatte er ein Päckchen geklemmt. An der Tür blieb er stehen. Seine scharfen Augen wanderten schnell über die Lager. Sein schmales, faltiges Gesicht verschärfte sich. Als Abraham sich vor ihm aufbaute, winkte er ab. Sein unbewegliches Gesicht erwärmte sich. Schließlich lä-

chelte er sogar. «Ich danke Ihnen», sagte er und reichte Abraham eine magere, lange Hand. «Dauerte es lange, ehe Sie ihn fanden?»

«Er ist sehr verändert», sagte Abraham verwirrt.

«Ist noch Hoffnung?» fragte der General. «Ich frage Sie als Vater. Sie haben doch auch sicher einen Sohn.»

«Ja, einen. Einen einzigen.»

«Ist er gefallen?»

«Ich weiß nicht, Herr General. Seit Monaten habe ich nichts mehr von ihm gehört. Als sein letzter Brief kam, blühten gerade die Skabiosen.»

«Er hat sich also verändert?» kam der General auf seinen Sohn zurück.

«Ja, innen», antwortete Abraham mit niedergeschlagenen Augen. «Er ist ein armer Junge, vielleicht der ärmste von allen. Aber ich habe ihn lieb, wie er gerade ist. Zu mir ist er auch gut.»

Der General blickte auf den Boden. Seine Fußspitze spielte mit einer Watteflocke. Als er sich umdrehte, gewahrte er die Schwester. «Ist das Schwester Hildegard?» fragte er leise. Er trat schnell auf sie zu und verneigte sich leicht. «Auch Ihnen möchte ich danken», sagte er. «Sie haben schon viel für unsere Männer getan.»

Die Schwester lächelte und schwieg.

«Aber Sie werden hier nicht bleiben können», fuhr der General fort. «Unsere Lage ist nicht sehr hoffnungsvoll. Der Druck von der anderen Seite wird zu stark. Würden Sie in einer Stunde fertig sein, Schwester. Einen Platz habe ich noch zu vergeben in meiner Maschine. Soviel ich weiß, sind Sie die letzte Frau hier.»

Sie standen sich schweigend gegenüber.

Der General zögerte. Es war befremdend, daß er so lange bei Abraham und der Schwester verweilte, obwohl hinten am Fenster doch sein Junge lag. «Es ist gut», sagte er zerstreut, beinahe dienstlich. «Ueberlegen Sie es sich, Schwester. In einer Stunde muß ich wieder fort. Bis dahin müssen Sie sich entschieden haben.»

Abraham zupfte verstohlen an der Schürze der Schwester. Die beiden gingen wieder an ihre Arbeit.

Der General stand allein. Man merkte jetzt deutlicher, daß unter der eleganten Uniform ein alter Mann verborgen war. Der schmale Rücken des Generals war gebeugt. Sein Blick ging wieder von Lager zu Lager, langsam nunmehr, sehr langsam. Dann blieb sein Blick zwischen zwei Lagern stehen und entleerte sich.

Abraham war wieder neben ihm getreten. «Wenn Sie nicht wissen sollten, wo Ihr Junge liegt», sagte er unsicher.

«Danke», murmelte der General zusammenfahrend. «Ich weiß es. Ich habe ihn schon gesehen.» Seine hagere Figur straffte sich, und der Rücken wurde wieder gerade.

Es stand bereits ein Stuhl neben Michels Lager. Schwester Hildegard hatte ihn hingestellt.

Die grauen Augen des Generals gingen über Michels Rock mit den vielen Auszeichnungen. Er lächelte ein Generallächeln, aber dann merkte er, daß er vor seinem Sohn stand und das Lächeln hervorholen mußte, das er einmal daheim bei den Seinen gehabt hatte. «Du mußt ein guter Soldat gewesen sein», sagte er. Er setzte sich und verstaute das Päckchen unter dem Stuhl.

«Und was für einer», sagte Michel. In seinen Augen glühte schon wieder der Funke eines irr sinnigen Hasses. «Ich hatte ja auch ein gutes Vorbild», fügte er hinzu. Dann grinste er dünn, trübe und grausam.

Die Nase des Generals wirkte plötzlich ungewöhnlich groß. «Wir haben uns lange nicht mehr gesehen, mein Junge», sagte er. «Wir brauchen einige Zeit, ehe wir uns wieder verstehen. Du hast ja auch schwere Tage hinter dir.»

«Iwo, schöne Tage, glückliche Tage. Auf den Schlachtfeldern lag das Glück ja nur so herum. Es stank nur ein bißchen, das Glück. Auch hier kann man riechen, wie glücklich wir sind.»

Sie saßen sich gegenüber, Vater und Sohn, Auge in Auge. Michel hatte ein kleines, blutloses Gesicht. Es erinnerte an den Boden eines Tümpels. Sämtliche Ablagerungen des Krieges waren sichtbar geworden.

«Wann sahen wir uns eigentlich zuletzt?» nahm der General das Gespräch wieder auf.

«Das ist lange her. Zehntausend Jahre oder hunderttausend. Die Mutter war auch dabei. Sie weinte, die Gute. Wenn sie mich jetzt sähe, würde sie nicht mehr weinen. Du Glückspilz, würde sie sagen.»

Aus dem grauen Gesicht des Generals war alle Härte gewichen. Die beiden glühenden Flecke in den Augen seines Sohnes hatte er begriffen. Das war Haß, purer Haß. Aber er begriff auch, daß er nicht aus dem Wesen seines Sohnes kam.

Fortsetzung folgt